

50]

## Sultana.

(Nachdruck verboten.)

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Rasmussen.  
(Schluß.)

„Halte Dich an die Erde, Nur. Ich will hier nicht Fragen mit Dir erörtern, die zu verstehen Du nicht fähig bist. Du kannst mich nicht im Ernste für Sultanas Tod verantwortlich machen. Hier hat ein Schicksal gewaltet, das stärker war als ich. Deinen Kummer verstehe ich. Die Ursache Deines und Deiner Mutter Zorn aber ist der Ruin Deines Vaters, und an diesem tragen nicht wir Franzosen die Schuld. Wäre Dein Vater — verzeih, wenn ich gerade herauspreche — wäre Dein Vater weniger verschwenderisch und Kif und Chira minder ergeben, dagegen aber auf die Erhaltung seines Besitzes bedachter gewesen, so wie wir Franzosen es sind, so wäre er heute noch ein wohlhabender Mann. Ihr habt meiner Mutter vorgeworfen, daß sie Deinem Vater Geld lieb. Sie meinte, ihm einen Dienst zu erweisen, und sie glaubte es mit einem erwachsenen und verständigen Manne zu tun zu haben.

„Dies Geld hat uns nur Unglück gebracht. Nun müssen wir unser Haus verkaufen, um das Darlehen zurückzuerstatten. Hat erst Vembaron das Seinige und seine Zinsen erhalten, so bleibt uns nichts. Und ich kann Bleira nie heiraten, weil sie meines Vaters Weib gewesen ist.“

„Du benimmst Dich nicht so, daß Du meine Hilfe verdienst, aber um Sultanas willen will ich Dir dennoch helfen. Wir haben schon vor ihrem Tode besprochen, wie ich Dir und Deiner Mutter am besten eine Hand reichen könnte. Ich kaufe Euer Haus und bezahle meiner Mutter, was sie zu fordern hat. Dann ist es meines, eines Muslims Geld, das auf dem Hause steht, und Ihr könnt dort, so lange ich lebe, ohne Bezahlung wohnen bleiben.“

„Vergib mir, was ich gesagt habe, Marcel,“ begann Nur sanft und zaghaft. „Ich habe immer an Deine Güte geglaubt.“

„Daß meine Hand und stehe nicht da wie ein schweißwedelnder Hund! Ich hörte Dich zehnmal lieber uns fluchen, wenn bloß der Haß in einem tieferen Charakter wurzelte, als der Deine es ist. Was Dein Verhältnis zu Bleira betrifft, so habe ich die Sache mit Si Salem erörtert, und glücklicherweise sind Euerer Theologen unsere Meister, wo es sich darum handelt, schwarz in weiß zu verwandeln. Wenn im Koran steht, daß ein Sohn sich nicht mit der Gattin seines Vaters verheiraten darf, so bedeutet dies, daß er es allerdings darf. Du brauchst nur einen kleinen Umweg zu machen, denselben, den ein Mann machen muß, um ein Weib zu heiraten, das er schon dreimal verstoßen hat. Du mußt bloß irgend jemanden finden, der der Form halber Bleira ehelichen und sie dann verstoßen will. Dann ist sie nicht mehr Deines Vaters Weib und Du kannst sie heiraten.“

„Weißt Du dies bestimmt, Marcel?“

„Si Salem ben Esjuf es-Serir hat es gesagt.“

„Dann ist es wahr. — Aber ich habe kein Geld, um sie zu kaufen.“

„Du sollst es von mir haben. Ich habe es Sultana versprochen. Uebrigens werdet Ihr ja nun ihre Mitgift erben. Und ich weiß durch Sultana, daß Deine Mutter außer ihrer Mitgift im Laufe der Jahre Geld zu ersparen verstanden hat, so daß Ihr keine Not zu leiden braucht.“

„Marcel, Du bist gut. Bürne mir nicht! Ich versichere Dir, daß ich kein Wort von alledem meinte, was ich vorhin sagte. Es war nur das, was ich von Abdallah hörte. Du weißt gut genug, daß ich Euch Franzosen immer geliebt habe.“

„Ich muß Dir sagen, daß man mit Leuten, wie Du es bist, nie ganz Freund und nie ganz Feind werden kann. Du bist ein Wetterhahn, ein großes Kind, das eine Augenblickliche Liebe zu demjenigen faßt, der ihm Kuchen gibt, aber im nächsten Augenblick Böses und Gutes vergessen hat. In Eurer Familie sind es nur die Frauen, die etwas von dem alten Stahl in sich haben.“

„Du sollst sehen, Marcel, daß ich von nun an ein neuer Mensch werde.“

„Ich bin sehr gespannt,“ erwiderte Marcel mit einem feinen ironischen Lächeln.

Die Sonne war hoch emporgestiegen und brannte schon. Sie gingen zur Zäunia, um Wasser in einer kleinen Metallschale zu holen, die sie auf Sultanas Grab stellten.

Marcel gefiel diese schöne arabische Sitte.

Wenn die Vöglein kamen und sich an dem Wasser labten, schwangen sie sich dann wohl empor unter den Himmel und sangen Allah ein Lied von klein Sultanas Güte.

33.

Marcel sollte dennoch nicht von Tunis, dem Lande der vielen Hochzeiten, abreisen, ohne selbst geheiratet zu haben.

Nur kam eines Tages dahergeschwänzelt und stellte ihm vor, daß er Bleira während des kleinen Zintermezzos, das die Rücksicht auf die Religion ihm vorschrieb, niemandem anzuvertrauen wage als ihm selbst. Es bestand ja immer die Gefahr, daß der neue Ehemann, wenn er erst die Schönheit seiner Braut gesehen hatte, nicht mehr von ihr ablassen wollte, wozu ihn ja auch niemand zwingen konnte.

Marcel schlug bereitwillig ein, wenn auch aus keinem anderen Grunde, als um auf diese Weise mit dem Weibe sprechen zu können, das Sultana bei sich beherbergt und bei dem sie ihre Tage beschloffen hatte.

Die Hochzeit wurde in Samzas Hause gefeiert, das Marcel schon gekauft hatte. Sie fand nicht mit Pomp und Pracht statt, sondern wurde zu einem Erinnerungs- und Trauerfeste, an dem nur die Familie teilnahm.

Bleira lag in ihrer Brauttracht auf Djeridas Bett in Bit Sala, jedoch Marcel war von so schweren Erinnerungen und Gedanken erfüllt, daß er ihre noch ebenso blendende orientalische Schönheit sah, ohne etwas dabei zu fühlen.

Aber bis weit in die Nacht hinein saß er allein bei ihr neben dem pompösen Bette und lauschte ihrer Erzählung.

Nun erst konnte er durch einen Augenzeugen erfahren, wie das Entsetzliche sich zugetragen hatte.

Abdallah hatte die Spur der Flüchtlinge bis nach Tunis verfolgen können. Als er sich erst überzeugt hatte, daß Sultana nicht in ihrem Elternhause war, vermutete er sie sogleich bei Bleira und ermittelte bald, wo sie wohnte. Er mietete Spione, die ihm binnen kurzem mitteilen konnten, daß sie Mabruka aus- und eingehen gesehen hatten. Des Abends war er selbst Sultana und Mabruka gefolgt und hatte sie zu Marcel gehen sehen. Nun wußte er, wem zuliebe sie geflohen war und kümmerte sich nicht mehr um Jaied. Die ganze Nacht hatte er in der Nähe von Bleiras Tür auf der Lauer gestanden und als sie endlich heimkamen, sprang er plötzlich hervor und drängte sich mit in das Haus. Zuerst war er nicht böse, sondern versprach Sultana, ihr zu verzeihen, wenn sie ihm bloß nach Gaffa folgte. Er wollte vor allem der Demütigung entgehen, daß Sultana ihn für immer verließ. Sultana aber ließ sich nicht beugen. Sie sagte ihm, sie sei frei und wolle Marcel heiraten. Bleira war beim Laut der erhobenen Stimmen in den Hof hinausgekommen und sah nun, wie Abdallah Sultana mit einem Faustschlag zu Boden warf, daß Knie auf ihren Unterleib stemmte und sie mit seinen Händen erdrosselte. Darauf ging er ruhig fort. Mabruka war sogleich heimgeeilt, und sie hatten Sultana begraben, ohne jedoch — aus Furcht vor Abdallahs Rache — zu melden, welchen Todes sie gestorben war. Denselben Abend aber hatte Mabruka ihm auf der StraÙe aufgelauret und den Mord an ihrer Herrin gerächt. Nachts war Nur mit seiner Mutter und Bleira geflohen, in panischem Schrecken, in die Unterjochung hineingezogen zu werden. Erst lange, nachdem Mabruka gebängt und die Sache beendet war, hatten sie die Rückkehr gewagt.

Nachdem Bleira ihm alles erzählt hatte, was sie von Sultana wußte, rief Marcel Djerida und Nur herein, als Zeugen, daß er sein Weib sofort verstoße.

Er überreichte ihr ein schönes Juwel als Erinnerung und sagte ihr freundliche Worte zum Abschied.

Sein kurzer und trauriger Ehestand war zu Ende, und Nur blickte in eine hellere Zukunft.

In der folgenden Woche verließ Marcel Tunis, das er nie mehr wiederzusehen gedachte.

Als Marcel nach Paris kam, wollte er mit seiner arabischen Vergangenheit so vollständig brechen, daß er sogar das Studium wechselte und Mediziner wurde.

Seine Mutter war wieder in Amerika, und er hörte nur selten von ihr. Er war so allein wie irgend ein Mensch auf Erden.

Zustine führte ihm das Hauswesen wie früher. Berkehr suchte er nicht, sondern studierte mit eisernem Fleiß und war stets daheim, wenn nicht Hospitälern und Vorlesungen Beschlag auf seine Zeit legten. Er galt als glänzender Kopf, aber ein wenig als Sonderling. Er war schroff und unzugänglich wie ein Felsen, und niemand gewann Einblick in sein Herz.

Nach Ablauf von acht Jahren, in denen er seine Studien beendet hatte, kehrte er plötzlich nach Tunis zurück und richtete sich ein, den Rest seiner Tage hier zu verbringen.

In Hamzas Hause, das immer noch das seine war, traf er dieselben drei Menschen, die er verlassen hatte.

Hamza war nicht mehr zurückgekehrt. Keiner wußte, ob er lebte oder tot war, aber niemand kümmerte sich auch darum.

Nur hatte drei Kinder bekommen und kleidete sich mit Ausnahme des roten Fez europäisch. Winter und Sommer ging er in einem dicken grauen Winterrock, der ihm über die Schultern hing und den malerischen Bernus erjekte.

Dies waren die einzigen Veränderungen, die man an ihm beobachten konnte. Er mästete sich auf seinem Diwan und faulenzte den lieben ganzen Tag, war immer noch derselbe wetterwendische Tunichtgut, zu dem die Schule und gute Anlagen ihn gemacht hatten.

Sein Entzücken über Marcells Rückkehr nach Tunis aber war grenzenlos und ganz echt. —

Marcel zog in Si Hamzas Palast, wo für sie alle Platz genug war. Zustine führte sein Haus wie zuvor. Ihr kleines Mädchen, das die großen schwarzen Augen des nie wieder aufgetauchten treulosen Vaters besaß, hatte sein ganzes Herz gewonnen, in welchem allmählich auch Nurs drei Würmchen ihren Platz fanden.

Er hatte nicht mehr die weitumfassenden Pläne seiner Jugend, strebte aber danach, sich mit einem engeren Kreise zu umgeben, dem er, wie er fühlen konnte, wirklich etwas war. Dies gab ihm eine Empfindung von Leben.

Er suchte Klientel unter der eingeborenen Bevölkerung, begrub sich im übrigen jedoch mehr und mehr in seine ursprünglichen Studien.

Während des langen Pariser Aufenthalts hatte er erkannt, daß die Vergangenheit sich nicht vergessen ließ.

Er sah in sich selbst einen Baum, den der Blitz getroffen hat. Er stirbt nicht. Er steht — aber er grünt nicht mehr.

Nun wollte er wenigstens gleich dem Baume an dem Orte stehen, wo er einstmals gelebt hatte.

Und dann waren ja noch die Kinder der anderen, für die man leben konnte, und der große stimmungsvolle Friedhof Sidi bel Hassan, wo klein Sultana lag.

## Zu Rousseaus 200. Geburtstag.

(28. Juni.)

Rousseaus unsterblich Teil liegt nicht in seinen Werken, sondern in dem Einfluß, den sie ausgeübt haben. Wenn uns an seinen „Confessions“ noch heute die ergreifende Leidenschaft einer großen Persönlichkeit jesselt, im ersten Teil der „Neuen Héloïse“ die träumerische Zubrünst der Empfindung entzündet, so sind die ästhetischen Eindrücke doch nichts gegen die ungeheure Wirkung seiner Bücher, die ein halbes Jahrhundert lang die geistige Ursache der größten Umwälzungen in Kunst, Moral und Geschichte waren und noch heute unbewußt unser Handeln, Fühlen und Denken bestimmen. Wie ein Frühlingsgott, wie der Valder der nordischen Mythe ist der arme Uhrmachersohn, der Vagabund und „Wilde“ durch die Welt gewandert, den Samen seines Geistes weit hin austreuend. Nirgends aber hat er tiefere, leuchtendere Spuren des Wirkens hinterlassen als in Deutschland. In die gärende Kulturphäre Deutschlands fiel sein Wort wie des Schöpfers Gebot, das das Chaos zu reiner Form gestaltet. Was ins Tiefste aufgewühlt und erschüttert hat er die Gemüter und ist so zum Seelenführer geworden, der die größten deutschen Geister ins gelobte Land der Schönheit, der Sittlichkeit und des Ideals führte. Der Genfer Calvinist, den Voltaire „Halb-Gallier“ und Halb-Deutschen“ nannte, dessen Wiege so nahe bei der Albrecht von Hallers stand, schrieb ja nur französisch, dachte und fühlte germanisch. Nicht würdiger können wir diesen größten Propheten unseres Zeitalters feiern, als indem wir der entscheidenden Anregungen gedenken, die unsere Genien, unsere ganze Kultur ihm verdanken.

Als die ersten grundstürzenden Ideen Rousseaus, die er in den beiden Preisschriften über die Schädlichkeit von Kunst und Wissenschaft und Kultur überhaupt für die Sitten und über die unnatürliche Ungleichheit der ursprünglich gut und gleich geborenen Menschen darlegte, das allergrößte Aufsehen hervorriefen, fand seine viel angefeindete Lehre sogleich in dem jungen Lessing einen gerechten und scharfsinnigen Beurteiler. Lessing sieht in diesem fühnen Weltweisen, der geraden Weges auf die Wahrheit zugeht und sein Herz Anteil nehmen läßt an seinen spekulativischen Betrachtungen, den Scharob der Gefühlsreaktion gegen den gallischen „Berüchtigten Wih“, den Sturmvogel einer neuen Zeit, und er empfindet „eine heilige Ehrfurcht“ vor dem Manne, „welcher der Tugend gegen alle gebildeten Vorurteile das Wort redet“. Entzückt von der Frische und Helle seiner Sprache versucht er ihn zu überlegen und gibt Mendelssohn den Anstoß zur Verdeutschung der zweiten Preisschrift. Der Bauer dieses neuartigen Wesens und dieser hinreißenden Berebbarkeit zog bald alle in seinen Bann; selbst ein so alter Veteran der Literatur, wie Bodmer, gab sich ihm ganz hin, wurde durch ihn zum Politiker, zum Jugenderzieher, zum Freiheit in Kirche und Staat verkündenden Dramatiker, und noch wenige Monate vor seinem Tode überlebte der Achtzigjährige, begeistert von der „lachenden Grazie und einnehmenden Güte“, Rousseaus wunderbare Idylle: „Der Levit von Ephraim“. Konnte Bodmer von sich sagen, daß ihn kein anderer Schriftsteller so tief ergriffen, so bekannte das gleiche ein Größerer von sich: Kant.

Es wird berichtet, daß der Magister Kant, der jeden Tag so regelmäßig seinen Spaziergang machte, daß die Königsberger „nach ihm ihre Uhren stellten“, ein einziges Mal die bestimmte Stunde vergaß und zu Hause blieb: damals, als er Rousseaus „Emile“ las. Der pedantisch fühlende Mann wurde aus all seiner Ordnung gerissen: eine neue Welt tat sich vor ihm auf. „Es war eine Zeit“, so hat er selbst von der durch Rousseau bewirkten Umwandlung seiner Weltanschauung berichtet, „da ich glaubte, der ganze Durst nach Erkenntnis und die begierige Anruhe, darin weiter zu kommen, könnte die Ehre der Menschheit machen, und ich verachtete den Böbel, der von nichts weiß. Rousseau hat mich zurecht gebracht. Dieser verbündete Vorzug verschwindet; ich lerne die Menschen ehren.“ Die Auffassung des Menschen als einer auf sich gestellten moralischen Persönlichkeit, dieser stolze Gedanke des kantischen Idealismus, ward so in dem Schöpfer der „Kritik der reinen Vernunft“ erweckt; eine neue Wertung war durch Rousseau gegeben: jener „moralische Glaube“, der das Wesentliche unserer Existenz aus dem sittlichen Gefühl, aus der Schönheit und Würde der menschlichen Natur herleitet. Der Vorrang des Moralischen vor dem Intellektuellen, die Bedeutung der sittlichen Persönlichkeit, die Rousseau betonte, ist der Mittelpunkt des kantischen Denkens, die Grundlage seiner Philosophie, und so hat Jean-Jacques die größte Feststat unserer klassischen Kultur entbinden helfen. Kant hat diese Ideen weitergegeben, und unter denen, die das Evangelium des Genfers aus seinem Munde begriffen, war Herder, der als Achtzehnjähriger so völlig von ihm erfaßt und hingekissen war, daß er seine Produkte aus dieser Zeit später drastisch „das Aufstoßen eines von den Rousseauschen Schriften überladenen Magens“ nannte. Der geniale Ahner und Anreger unserer Literatur war eine dem Genfer vielfach verwandte Persönlichkeit, reizbar und schwärmerisch wie er, voll tiefer Empfindung für das Ursprünglich-Urwachsende und das Rein-Menschliche. So hat er denn die Größe und Eigenart des Menschen am tiefsten verstanden und am reinsten gedeutet, den „armen Selbstpeiniger“ gegen seine Feinde und gegen den ärgsten Feind in sich selbst in Schutz genommen. Aber ebenso früh schon hat er an ihm scharfe Kritik geübt; denn Herder besaß in hohem Maße, was Rousseau völlig fehlte: historischen Sinn. Er bekämpfte in ihm „jene durchgehende französische Ehr- und Auszeichnungsucht“: „Nichts wird bei ihm simple Behauptung; alles neu, frappant, wunderbar: so wird das an sich Schöne übertrieben, das Wahre zu allgemein und hört auf Wahrheit zu sein“. Wie Kant Rousseaus Gedanken in der Philosophie fortbildete und vollendete, so machte sie Herder für die Dichtung fruchtbar: Auch die Poeten sollten zur Natur zurückkehren, zur originalen, nur der eigenen Stimme gehorchenden Schöpferkraft. Zu den reinen Quellen alles Großen sollte die Kunst hinabsteigen: zu den Stimmen des Gefühls, zu den Liedern des Volkes. Als er nach Strahburg ging, war dies seine fröhliche Botschaft und die „Neue Héloïse“ sein Lieblingsbuch. Nun trat ihm der Mann nahe, der seine Predigt in die Tat umsetzen sollte.

Goethe wußte zunächst mit Rousseaus Schriften nicht viel anzufangen; in den „Ephemeriden“ schreibt er sich zwar einzelne Stellen aus seinen Werken auf, aber erst Herder führte ihn ein in die Welt des Philosophen, in der er nun eine Zeit lang lebte und webte; seine Dissertation verfaßt Rousseausche Gedanken, und unter diesem mächtigen Einfluß stehen dann alle seine Jugendwerke, der Götz, der Urfaust, vor allem der Werther, der nicht nur in der Technik sich eng an die „Neue Héloïse“ anschließt, sondern auch von ihr die tief schärfende Analyse des Seelenlebens gelernt hat. Rousseau hat ja mit diesem Werk die Form des modernen Romans geschaffen, und so sind alle die großen Dichterspsychologen von ihm abhängig, Gottfried Kellers „grüner Heinrich“ so gut wie etwa Hauptmanns „Emmanuel Quint“. Auch in die Melodie des Tasso mischen sich Rousseau-Plänge und Goethes Melodrama „Proserpina“ gehört zu einer Dichtungsgattung, die Rousseau in seinem „Phygmalion“ begründet. Am tiefsten aber ist Goethe dem Vor-

bild Jean-Jacques' in „Dichtung und Wahrheit“ verpflichtet, denn ohne die von ihm so sehr bewunderten „Confessions“ hätte er wohl seine Selbstbiographie nicht geschrieben. Trotz dieser starken Einwirkung hat der Dichter doch früh eine kritische Stellung zu dem großen Schwärmergeist eingenommen, im „Cathos“ seine Naturanbetung verspottet und später selten und nie mit besonderer Wärme von ihm gesprochen. Montesquien und Voltaire drängten die dunkel chaotische Erscheinung des Kulturstürmers zurück, der sein Abgott nur im „Sturm und Drang“ gemeinen war. Diese ganze wichtige Literaturlage ist direkt durch Rousseau hervorgerufen. Lenz will dem Genfer eine Bildsäule der Shakespeares gegenüber errichten und nennt die „Neue Héloïse“ „das beste Buch, das jemals in französischen Lettern ist gedruckt worden“; Klingers Helden beten zum Bilde des „heiligen Mannes“ und sein „Emile“ ist ihnen der Führer durch das Labyrinth des Lebens, „das erste Buch der neuen Zeit“. Rejsewitz „Julius von Laurent“ verbannt der „Neuen Héloïse“ seine Entziehung, Heijse findet durch Rousseau den Weg zur ewigen Natürlichkeit des Griechentums. Auch den Helden von Schillers Jugenddramen hat der Riese Rousseau den befehlenden Prometheus-Funken eingehaucht; den in der Stuttgarter Militärschule Geseßelten durchstürmen die Freiheitsträume des Philosophen; sie gewinnen Ausdruck in den schwärmerischen Phantasien Karl Moors; eine Stelle aus dem Rousseau gibt die Anregung zum „Fiesco“, und in einem langen Gedicht feiert er den Dulder als den wahren Christen, als zu gut für die Welt: „Mag der Wahnwitz diese Erde gängeln! Geh Du heim zu Deinen Brüdern Engeln, denen Du entlaufen bist.“ Selbst der reise Schiller nimmt noch in seinen ästhetischen Schriften Rousseaus Gedanken auf; aber sie sind durch das Studium der Kantischen Philosophie geklärt und veredelt: nicht zurück zur Natur, nicht fort von aller Kultur führt das höchste Streben der Menschheit, sondern durch die weise Schule der Kultur hindurch zu einer vollkommenen Stufe, in der die vollendete geistige Bildung zu einer zweiten bewußten Natur wird.

Rousseaus wichtige Mission für das Geistesleben unserer klassischen Zeit ist in dieser höchsten Läuterung durch Schiller vollbracht, aber nicht sein Wirken überhaupt. Es ist in Hölderlin, in Jean Paul, in den Romantikern mächtig; es entfaltet sich auf allen Gebieten unserer Kultur. Werfen wir noch kurz einen Blick auf diesen allgemeinen Einfluß Jean Jacques', so muß die ganze Empfindsamkeitsperiode auf ihn als eine der wichtigsten Quellen zurückgeführt werden, denn er hat vor allem Schwärmerei und Gefühlsüberschwang gepriesen, dann der Freundschaftskultus, den er zuerst mit all seinen Verzückungen und Enttäuschungen durchlebte, und manch andere Frucht des neuen Seelenlebens, das er heraufführte. Er hat die Schönheit des Hochgebirges in der „Neuen Héloïse“ entdeckt und alle, die heute die Alpen bewundern, schauen mit seinen Augen; er hat dem Naturgefühl eine subjektive Innerlichkeit, eine engere Beziehung zu unserem Sein gegeben, die den spezifischen Grundton aller modernen Lyrik ausmacht. So erschloß er der Kunst neue, ungeahnte Reiche: der moderne Roman, das bürgerliche Trauerspiel, das in Hebbel und Ibsen seine Klassiker fand, die Selbstbiographie und psychologische Analyse verehren in ihm ihren Schöpfer. Aber nicht nur in der Dichtung, auch in der Musik hatte sein Wirken ungeahnte Folgen. Die Einheit von Musik, Poesie und Sprache, die er verstandete, nahm Ideen voraus, die später Richard Wagner zum Siege führte, befruchtete auch die Sprachforschung, besonders Jakob Grimm. Ebenso haben Rousseaus geschichts-philosophische Gedanken auf lange hin die Nachwelt beschäftigt. Sein Buch über den Gesellschaftsvertrag wurde gleichsam das Gesetzbuch der französischen Revolution; Goethe zeigt sich von ihm beeinflusst. Die Früh-Romantiker, wie Friedrich Schlegel, haben es zwar bekämpft, aber die mystische Auffassung der romantischen Geschichtsschreibung vom Volkstum und der Volksseele geht doch letzten Endes auf Rousseau zurück. Am umfassendsten und dauerndsten aber war der Einfluß des „Emile“ auf das deutsche Erziehungswesen. Auf ihn gestützt unternahmen die Philanthropisten ihre Reform, schufen Baschows und Salzmann ihre Institute; der „Emile“ war Pestalozzis pädagogische Bibel und gab Fröbel die Anregung zum Kindergarten. Alle die modernen Schulfragen, die Pflanze des Sports, die Arbeitsschule usw., sie sind schon von Rousseau aufgeworfen, und so steht er noch heute mitten unter uns als Mitstreiter und Mitarbeiter in allen Geisteskämpfen der Gegenwart, weil sein Werk eins der wichtigsten Fermente und Grundlagen der Kultur ist.

Dr. Paul Landau.

## Gedanken Rousseaus.

### Die Bekenntnisse.

Ich beginne mit einem Unternehmen, für das es nie ein Beispiel gab, und dessen Ausführung keine Nachahmer finden wird. Ich will meinen Mitbrüdern einen Menschen in seiner ganzen Naturwahrheit zeigen, und dieser Mensch werde ich selbst sein. Ich allein. Ich erkenne mein Herz, und ich kenne die Menschen. Ich bin nicht geschaffen wie irgendeiner von denen, die ich gesehen habe; ich wage sogar zu glauben, daß ich anders geschaffen bin, als irgend jemand auf der Welt. Wenn ich auch nicht mehr wert bin, so bin ich wenigstens anders. Ob die Natur gut oder schlecht daran

getan, als sie die Form zerbrach, in die sie mich gegossen, darüber kann man erst urteilen, wenn man mich gelesen hat.

Mag die Folsaune des jüngsten Gerichts erschallen wann sie will, ich werde mit diesem Buch in der Hand vor den allerhöchsten Richter treten. Frei heraus werde ich sagen: Dies habe ich getan, dies habe ich gedacht, und dies war ich. Ich habe das Gute und das Schlechte mit gleicher Offenheit gesagt. Ich habe nichts Schlechtes verschwiegen und nichts Gutes hinzugefügt; und wenn es mir begegnet ist, einen gleichgültigen Redeschwamm anzuwenden, so geschah es nur, um eine durch mein schlechtes Gedächtnis entstandene Lücke auszufüllen. Ich habe vielleicht manches für wahr gehalten, von dem ich nur wußte, daß es so sein konnte, aber niemals etwas, das ich als falsch erkannte. Ich habe mich ganz so gezeigt, wie ich bin; verächtlich und gemein, wenn ich es war, gut, großmütig und erhaben, wenn ich es war; ich habe mein Innerstes so entfleiert, wie du es selbst gesehen hast, ewiger Gott. Versammle um mich die unzählige Schar meiner Mitmenschen, daß sie meine Bekenntnisse hören, über meine Schändlichkeiten zeugen und über meine Erbärmlichkeiten eröten! Möge jeder von ihnen seinerseits zu Füßen deines Thrones sein Herz mit derselben Aufmerksamkeit offenbaren; und möge ein einziger dir sagen, wenn er es wagt: „Ich war besser als dieser Mensch hier!“

### Schriftstellerberuf.

Ich näherte mich meinem vierzigsten Jahre und hatte anstatt eines Vermögens, das ich immer verachtet habe, und anstatt eines Namens, den man mich so teuer hat bezahlen lassen, Ruhe und Freunde, die beiden einzigen Güter, nach denen mein Herz gebrachte. Eine elende akademische Streitfrage, die meinen Geist gegen meinen Willen erregte, stürzte mich in einen Verzug, für den ich durchaus nicht geschaffen war; ein unerwarteter Erfolg zeigte mir Reize, die mich verführten. Scharen von Gelehrten griffen mich, ohne auf mich zu hören, mit einer Leichtfertigkeit an, die mich verstimmt, und mit einem Hochmut, der mir vielleicht welchen einschlöge. Ich verteidigte mich, und von Streit zu Streit fühlte ich mich in die Karriere hineingezogen, fast ohne daran gedacht zu haben. Ich war sozusagen Schriftsteller in einem Alter geworden, wo man aufhört es zu sein, und Literat gerade durch meine Verachtung dieses Standes. Von da an war ich etwas für das Publikum; aber auch meine Ruhe und meine Freunde entschwandten.

### Die Souveränität ist unveräußerlich.

Ich sage daher, daß die Souveränität, da sie nichts ist als die Ausübung des allgemeinen Willens, niemals veräußert werden kann, und daß der Souverän, der nichts anderes als ein Kollektivwesen ist, nur durch sich selbst repräsentiert werden kann; die Macht kann wohl übertragen werden, aber nicht der Wille.

Wenn es in der Tat nicht möglich ist, daß ein Sonderwille in manchem Punkt mit dem allgemeinen Willen übereinstimmt, so ist es wenigstens unmöglich, daß eine solche Übereinstimmung dauerhaft und beständig sei; denn der Sonderwille strebt von Natur nach Auszeichnungen, und der allgemeine Wille nach Gleichheit. Es ist noch unmöglicher, eine Bürgerschaft für diese Übereinstimmung zu haben, wenn sie auch immer bestehen sollte; dies wäre nicht der Geschicklichkeit zu verdanken, sondern dem Zufall. Der Souverän kann wohl sagen: Ich will jetzt das, was dieser Mann da will, oder wenigstens was er zu wollen behauptet; aber er kann nicht sagen: Was dieser Mann morgen will, werde ich auch wollen; da es albern wäre, wenn der Wille sich Ketten für die Zukunft anlegte, und da es von keinem Willen abhängt, zu irgend etwas zuzustimmen, was dem Wohle des wollenden Wesens entgegen wäre. Wenn daher das Volk einfach zu gehorchen verspricht, so löst es sich durch diese Handlung auf, es verliert seine Eigenschaft als Volk; im Augenblick, wo es einen Herrn gibt, gibt es keinen Souverän mehr, und von da an ist der Staatskörper zerstört.

### Die Quellen des Übels.

Die erste Quelle des Unheils ist die Ungleichheit; aus der Ungleichheit sind die Reichtümer entstanden; denn die Worte arm und reich sind relativ, und überall, wo die Menschen gleich sind, wird es weder Reiche noch Arme geben. Aus den Reichtümern sind der Luxus und der Müßiggang entstanden; aus dem Luxus sind die schönen Künste und aus dem Müßiggang die Wissenschaften gekommen.

### Gewalt und Recht.

Der Mensch ist frei geboren, und er befindet sich überall in Ketten und Banden. Mander hält sich für den Herrn der anderen und ist doch mehr Sklave als sie. Wie hat sich dieser Wechsel vollzogen? Ich weiß es nicht. Was kann ihn berechtigt erscheinen lassen? Ich glaube, diese Frage lösen zu können.

Wenn ich nur die Kraft betrachte und die daraus entstehende Wirkung, würde ich sagen: Solange ein Volk gezwungen ist zu gehorchen, und es gehorcht, so tut es gut; sobald es sein Joch abschütteln kann, und es abschüttelt, tut es noch besser. Denn indem es seine Freiheit durch dasselbe Recht wieder erlangt, durch das sie ihm geraubt wurde, ist es entweder berechtigt, sie sich wiederzunehmen, oder man war nicht berechtigt, sie ihm zu entziehen.

### Freiheit und Gleichheit.

Wenn man untersucht, worin eigentlich das größte aller Güter besteht, das das Hauptziel jedes Systems einer Gesetzgebung sein muß, dann wird es sich auf die beiden Hauptdinge Freiheit und

Gleichheit beschränken; Freiheit, weil jede private Abhängigkeit eine dem Staate entzogene Kraft bedeutet; Gleichheit, weil ohne sie die Freiheit nicht bestehen kann.

Ich habe schon gesagt, was bürgerliche Freiheit ist; was die Gleichheit betrifft, so muß man dies Wort nicht so verstehen, als ob alle Abstufungen von Macht und Reichtum absolut die gleichen wären; aber was die Macht angeht, so muß sie über jede Gewalttätigkeit erhaben sein und nie anders, als auf Grund von Rang und Gezeiten ausgeübt werden; und was den Reichtum betrifft, so sei kein Bürger so reich, um einen anderen kaufen zu können, und keiner so arm, um gezwungen zu sein, sich zu verkaufen; was von seiten der Großen Verminderung der Güter und des Kredits, und von seiten der Kleinen Verminderung der Habgucht und Begehrlichkeit voraussetzt.

Wollt ihr daher dem Staat eine feste Grundlage geben, so nähert die äußersten Rangstufen einander so viel als möglich; duldet weder übertrieben Reiche noch Bettler. Diese beiden, natürlich unzertrennlichen Stände sind gleichmäßig unheilvoll für die öffentliche Wohlfahrt; aus dem einen gehen die Helfershelfer der Tyrannen hervor, aus dem anderen die Tyrannen; zwischen ihnen spielt sich stets der Schwacher mit der öffentlichen Freiheit ab; der eine kauft und der andere verkauft.

Privateigentum.

Der erste, der, nachdem er ein Stück Grund und Boden eingezäunt hatte, auf den Einfall kam zu sagen: dies gehört mir, und der Leute fand, die einfallig genug waren, um es zu glauben, war der eigentliche Begründer der bürgerlichen Gesellschaft.

Bürger und Mensch.

Kein Mensch und Bürger, wer er auch sein mag, hat der Gesellschaft ein anderes Gut darzubieten als sich selbst, alle anderen Güter sind ohne sein Zutun vorhanden; und wenn ein Mensch reich ist, so genießt er entweder seinen Reichtum nicht, oder die Gesellschaft genießt ihn ebenfalls. Wer im Müßiggang verweilt, was er nicht erworben hat, stiehlt es; und ein Kenner, dem der Staat sein Nichtstun bezahlt, ist in meinen Augen nichts Besseres als ein Räuber, der auf Kosten der Vorübergehenden lebt. Außerhalb der Gesellschaft hat der isoliert lebende Mensch, der niemand etwas schuldig ist, das Recht, nach seinem Gefallen zu leben; aber in der Gesellschaft, wo er notwendigerweise auch Kosten anderer lebt, ist er ihr durch Arbeit den Lohn für seinen Unterhalt schuldig; hierfür gibt es keine Ausnahme. Arbeit ist daher eine unumgängliche Pflicht für den sozialen Menschen. Reich oder arm, mächtig oder schwach — jeder müßige Bürger ist ein Spitzbube.

Das Wesen der Erziehung.

Alles ist gut, wenn es aus den Händen des Schöpfers aller Dinge hervorgeht, alles entartet in den Händen des Menschen. Er zwingt einen Boden, die Produkte eines anderen zu nähren, einen Baum, die Früchte eines anderen zu tragen; verwirft und verwirrt die Klimata, die Elemente, die Jahreszeiten; er verstümmelt seinen Hund, sein Pferd, seinen Sklaven; er stürzt alles um, verunstaltet alles, er liebt die Mißbildungen, die Ungetüme; er will nichts so, wie die Natur es macht, nicht einmal den Menschen; er muß für ihn dressiert werden wie ein zugerittenes Pferd; man muß ihn nach seinem Willen krümmen und drehen wie einen Baum seines Gartens.

Ohne dies würde alles noch viel schlechter gehen, und unser Geschlecht will nicht halb ausgebildet sein. In dem augenblicklichen Zustand der Dinge würde ein von Geburt an sich selbst überlassener Mensch unter den andern als der allerveranstaltetste erscheinen. Vorurteile, Autorität, Notwendigkeit, Beispiel, alle diese sozialen Einrichtungen, von denen wir überschwemmt sind, würden in ihm die Natur ersticken und nichts an ihre Stelle setzen. Sie würde wie ein Wäuschchen sein, das der Zufall inmitten eines Weges aufsprossen läßt, und das die Vorübergehenden bald umkommen lassen, indem sie es von allen Seiten stoßen und es nach allen Richtungen biegen und krümmen.

Eigenwert der Jugend.

Was soll man sich von der barbarischen Erziehung denken, die die Gegenwart einer ungewissen Zukunft aufopfert, die ein Kind mit allen Arten von Ketten belastet und damit beginnt, es elend zu machen, um ihm in fernere Zeit Gott weiß was für ein angelegentliches Glück zu bereiten, das es voraussichtlich niemals genießen wird? Wenn man auch den Zweck dieser Erziehung für vernünftig hielte, wie kann man ohne Empörung mit ansehen, daß so viele Unglückliche unter einem unerträglichen Joch zu unaufhörlicher Arbeit verdammt sind, wie Galeerensklaven, ohne die Sicherheit, daß so viele Mütter ihnen jemals nützlich sein werden! Das Alter der Fröhllichkeit verstreicht unter Tränen, Strafen, Drohungen und Sklaverei. Man quält den Unglücklichen zu seinem Besten und man sieht nicht den Tod, den man herbeiruft, und der ihn inmitten dieser traurigen Veranstaltung ereilen wird. Wer weiß, wie viele Kinder der übertriebenen Klugheit eines Vaters oder Lehrers zum Opfer fallen?

Allgemeine und abstrakte Ideen sind die Quelle der größten menschlichen Irrtümer; niemals hat das Klauertwelsch der Metaphysik vermocht, eine einzige Wahrheit zu entdecken, und es hat die Philosophie mit Ungereimtheiten erfüllt, deren man sich schämt, sobald man sie ihrer hochtadelnden Worte entkleidet.

Kleines feuilleton.

Rousseau als Musiker. Rousseau wandte schon als Jüngling der Musik ein tiefes Interesse zu, das er sein ganzes Leben hindurch intensiv behudete. Zehnte dem Komponisten des „Devin du village“, der Iyrischen Szene „Pygmalion“, der Ballettoper „Les Muses galantes“, des Opernfragments „Daphnis et Chloé“ und eines Bandes „Romanzen“ auch die technische Schulung und das kompositorische Können, das seinen Arbeiten einen die Zeit überdauernden Kunstwert hätten leihen können, so hat er als musikalischer Schriftsteller wie als schaffender Musiker doch solch tiefgehenden Einfluß auf die Entwicklung geübt, daß auch dem Musiker Rousseau ein Wort dankbarer Anerkennung gebührt. Wenn die zeitgenössischen Fachleute den Philosophen als Musiker nur sehr bedingt gelten lassen wollten, so liegt das in der Hauptsache daran, daß der Polemiker und Kritiker Rousseau in dem zur Zeit die musikalische Welt Frankreichs durchstrebenden Streit der Buffonisten und Antibuffonisten, den Vertretern der italienischen und französischen Musik, so oft die Stellung wechselte, daß er sich bald beide Parteien zu Feinden machte. Hatte er zunächst für die französische Musik im allgemeinen und für ihren großen Vorkämpfer Rameau im besonderen gegen die Verfechter der Russischen Richtung gekämpft, so wandte er sich später mit gleicher Leidenschaft und Schärfe gegen die „Antibuffonisten“ und das unmusikalische Frankreich überhaupt, um sich am Ende wieder für den französischen Stil zu erklären. Kein Wunder, daß Rameau nach dem Veruch der Generalprobe des „Muses galantes“ bei dem Generalpächter La Popelinière sich überaus abfällig über das Werk äußerte und Rousseau einen Plagiator nannte. Das vernichtende Urteil Rameaus, der als eigentlicher Begründer der Harmonielehre der harmonisierenden Kompositionen des musizierenden Philosophen begreiflicherweise keinen Geschmack abgewinnen konnte, tat indessen dem Erfolg des 1752 aufgeführten „Devin du village“ (des „Dorfwahrzagers“) keinen Abbruch, ein Werk, mit dem Rousseau das französische Singspiel begründete, wie er mit der 18 Jahre später erschienenen Iyrischen Szene „Pygmalion“, bei der die Deklamation mit der vom Orchester begleiteten Pantomimen wechselte, dem Melodram die Wege wies. Der „Dorfwahrzager“ erlebte seine Uraufführung am 18. Oktober 1752 in Fontainebleau. Der Erfolg war außerordentlich groß, und Frau von Pompadour, die die Hofenrolle der Colin gemint hatte, fand solches Gefallen an dem Werk, daß sie dem Autor 50 Louisdor überweisen ließ und dafür sorgte, daß das „Wahrzagen“ in das Repertoire der Pariser Oper aufgenommen wurde, wo es sich trotz seiner Schwächen und Mängel über 50 Jahre auf dem Spielplan behauptete. Als musikalische Jubiläumsgabe studiert jetzt die Komische Oper in Paris Rousseaus „Devin du village“ ein. Der Generalprobe wird eine Aufführung in Ermenonville bei Paris, in der Cremitage, folgen, die Rousseau auf Einladung des Marquis de Girardin bezogen hatte, wo er am 2. Juli 1778 eines plötzlichen, wie einige behaupten, freiwilligen Todes starb und die später in den Besitz eines anderen großen französischen Musikers, des Komponisten Andri Erneste Modeste Grötry überging.

Rousseau-Ausgaben. Von Rousseaus Werken existieren zahllose Ausgaben im französischen Original wie in deutschen Uebersetzungen, aber keine einzige, die die wichtigsten Werke und aus den weniger wichtigen und der Korrespondenz das Wesentlichste zusammenfaßt. Kurz vor Rousseaus 200. Geburtstag erschien in der Uebersetzung von K. Grosse eine Volksausgabe des „Emil“ in zwei Bänden a 1 Mark bei Alfred Kröner, Leipzig. Die in der Cottaschen Weltliteratur erschienene Auswahl gibt in 6 Bänden zu 1 Mark die „Bekanntnisse“, den „Emil“, den „Gesellschaftsvertrag“ und den „Ursprung der Ungleichheit“. Bei Reclam sind außer dem letzten, die gleichen Werke erschienen, außerdem noch die neue „Heloïse“. Eine sehr schöne Ausgabe der unverlängerten Bekanntnisse gab in einer neuen Uebersetzung von E. Hardt der Verlag Wiegandt u. Grieben heraus (der Preis von 10 M. macht sie allerdings nur für Bibliotheken erschwinglich).

Für den Leser, der nicht Ruhe hat, sich in die größeren sehr umfangreichen Werke Rousseaus zu vertiefen — den kürzeren Gesellschaftsvertrag sollte freilich jeder ganz lesen —, empfiehlt sich zur Einführung eine sehr geschickte Zusammenstellung aus seinen Werken, die Eduard Spranger bei Eugen Diederichs in Jena veranstaltet hat (J. J. Rousseaus Kulturideale, Preis 3 M., geb. 4 M.).

Doch wer über Rousseaus Leben und Lehren Belehrung wünscht, mag zu Professor Paul Henrichs in der W. G. Teubnerischen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ bereits in zweiter Auflage erschienenen Werke (geb. 1,25 M.) greifen.